



Leseprobe

Diane Setterfield

Was der Fluss erzählt
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 576

Erscheinungstermin: 07. September 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Eine stürmische Winternacht im ländlichen England des späten 19. Jahrhunderts: In der uralten Gaststube des »Swan« sitzen die Bewohner von Radcot zusammen und wärmen sich an ihren Geschichten und Getränken, als ein schwer verletzter Mann mit einem leblosen Mädchen im Arm hereinstolpert. Eine Krankenschwester wird gerufen, die nur noch den Tod des Kindes feststellen kann. Als sie jedoch ein paar Stunden später die Todesursache festzustellen versucht, bemerkt sie, dass das Kind atmet und sich bewegt. Ein Wunder? Oder etwa Zauberei? Oder gibt es dafür eine wissenschaftliche Erklärung? Woher kommt das Mädchen und zu dem gehört es?

Ein stimmungsvoller Roman, flirrend vor Spannung und Atmosphäre, der einen davonträgt wie ein Fluss, in eine Welt, in der Imagination und Wirklichkeit sich überlagern.

Die Autorin

Diane Setterfield ist promovierte Romanistin und lebte viele Jahre in Frankreich. Bevor sie sich Vollzeit der Schriftstellerei widmete, arbeitete sie als Lehrerin. Ihr Debüt, »Die dreizehnte Geschichte« (Blessing, 2007), war ein internationaler Bestseller und wurde mit Vanessa Redgrave in der Hauptrolle von der BBC verfilmt. Diane Setterfield lebt in Oxford.

Diane
Setterfield

WAS
DER FLUSS
ERZÄHLT

Aus dem Englischen von
Anke und Eberhard Kreuzer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*Meinen Schwestern Mandy und Paula.
Ohne euch wäre ich nicht die, die ich bin.*

*An den Grenzen dieser Welt liegen andere Welten.
Es gibt Orte, an denen man dorthin übersetzen kann.
Das hier ist einer davon.*

ERSTER TEIL

oder ein Ruderboot zu mieten und den Nachmittag mit Bier und einem Picknick auf dem Fluss zu verbringen; im Winter hingegen fanden sich nur Zecher aus der Gegend ein, und die versammelten sich in der Winterstube, einem schlichten Raum im ältesten Teil des Hauses, mit einem einzigen Fenster im dicken Mauerwerk. Bei Tageslicht bot dieses Fenster einen Blick auf die Radcot Bridge und den Fluss, der durch ihre drei stattlichen Bögen floss. Bei Nacht versank die Brücke in der Dunkelheit, und nur wenn einem das tiefe, grenzenlose Rauschen großer, bewegter Wassermassen ans Ohr schlug, konnte man orten, wo dort draußen vor dem Fenster strudelnde Tintenschwärze vorüberströmte, mit ihrem ureigenen dunklen Glanz.

Niemand weiß so recht zu sagen, was einst im Swan die Tradition des Geschichtenerzählens ins Leben gerufen hatte – gut möglich, dass es die Schlacht an der Radcot Bridge war. 1387, fünfhundert Jahre vor der Nacht, in der unsere Geschichte ihren Anfang nimmt, trafen an der Radcot Bridge zwei große Armeen aufeinander. Wer, weshalb, warum sprengt unseren Rahmen und tut nichts zur Sache, nur, dass am Ende drei Mann – ein Ritter, ein Knappe und ein Bursche – im Kampfgetümmel fielen und achthundert Seelen beim Fluchtversuch im Moor ertranken. Ganz richtig. *Achthundert Seelen*. Reichlich Stoff für Geschichten. Ihre Gebeine ruhen dort, wo jetzt Brunnenkresse wächst. In der Gegend von Radcot ziehen die Leute Brunnenkresse, karren ihre Ernte auf Kähne und verschiffen sie in die Städte; dabei wäre keiner von ihnen auf die Idee verfallen, sie selbst zu essen. Sie schmecke bitter, bemängelten sie, so bitter, dass es einem die Zunge zusammenziehe, und überhaupt, wer wolle schon Blätter essen, die sich von Geistern nährten? Wenn sich eine solche Schlacht vor deiner eigenen Haustür zuträgt und die Toten einem das Trinkwasser vergiften, berichtet man natürlich davon, immer wieder aufs

Neue. Kraft der Wiederholung wird man im Erzählen versiert. Und dann, nachdem die Krise vorüber ist und man sich wieder anderen Dingen zuwenden kann, was läge da näher, als seine neue Fertigkeit an anderen Stoffen zu erproben?

Margot Ockwell war die Wirtin im Swan. So weit man zurückdenken konnte, wahrscheinlich seit Bestehen der Schenke, hatten Ockwells den Swan geführt. Vor dem Gesetz hieß die derzeitige Wirtin seit ihrer Vermählung Margot Bliss, doch das Gesetz war etwas für die Stadt; hier im Swan blieb sie eine Ockwell. Margot war eine stattliche Frau Ende fünfzig. Sie konnte ohne Hilfe Fässer heben und besaß so stämmige Beine, dass sie nie das Bedürfnis verspürte, sich zu setzen. Es ging das Gerücht, sie schlafe sogar im Stehen; andererseits hatte sie zwölf Kindern das Leben geschenkt, hier und da musste sie sich also hingelegt haben. Sie war die Tochter der letzten Wirtin sowie Enkelin und Urenkelin der Schankfrauen davor, folglich dachte sich in Radcot niemand etwas dabei, dass im Swan Frauen das Zepter schwangen. So war es eben, so war es schon immer gewesen.

Margots Mann hieß Joe Bliss. Er stammte aus Kemble, einem Ort fünfundzwanzig Meilen stromaufwärts, einen Katzensprung von der Stelle entfernt, an welcher der Fluss in einem so dünnen Rinnsal aus dem Boden sickert, dass er kaum mehr als ein feuchter Fleck in der Erde ist. Die Blisses waren von Natur aus schwach auf der Brust. Sie kamen klein und kränklich zur Welt, und die meisten schafften es nicht einmal bis zur Volljährigkeit. Mit dem Wachstum zogen sich Bliss-Kinder in die Länge und wurden dabei immer blasser, bis sie vollends den Geist aufgaben, gewöhnlich vor dem zehnten Lebensjahr, oft schon vor dem zweiten. Wer überlebte, so auch Joe, blieb, obgleich ausgewachsen, kleiner und schwächer als der Durchschnitt. Im Winter rasselte es ihnen in der Brust,

lief ihnen die Nase und tränten ihnen die Augen. Sie waren freundlich, mit sanftem Blick und einem freigiebigen, lausbüßischen Lächeln.

Mit achtzehn hatte Joe – als Waise, zudem untauglich für körperliche Arbeit – Kemble verlassen, um sein Glück zu machen, wenn auch ohne zu wissen womit. Von Kemble aus kann ein Mann ebenso viele Richtungen einschlagen wie überall sonst auf der Welt, doch der Fluss hat seinen Sog; man musste schon ziemlich verdreht sein, um ihm nicht zu folgen. So kam Joe – wenig verwunderlich – nach Radcot und kehrte, weil er durstig war, dort ein. Der schwächliche junge Mann mit dem schlaffen schwarzen Haar, das sich von der Blässe seiner Haut abhob, saß unbeachtet da, teilte sich sein Bier in kleine Schlucke ein, bewunderte die Wirtsfrau und lauschte der einen oder anderen Erzählung. Es fesselte ihn zu hören, wie andere die Art Geschichten laut zum Besten gaben, die ihm seit seiner Kindheit im Kopf herumspukten. Als einmal Stille eintrat, machte er den Mund auf, und heraus kam *Es war einmal* ...

An jenem Tag erkannte Joe Bliss seine Bestimmung. Die Themse hatte ihn nach Radcot geführt, und in Radcot blieb er. Mit ein wenig Übung, stellte er fest, ging ihm jede Geschichte mühelos von der Zunge, ob Kostproben aus der Gerüchteküche, aus dem Fundus der Geschichte, aus der Welt der Sage, der Folklore oder dem Märchen. So, wie er mit seiner lebhaften Mimik Überraschung, Beklommenheit, Erleichterung, Zweifel und jede andere Regung zum Ausdruck brachte, konnte er es mit dem besten Schauspieler aufnehmen. Und erst seine Augenbrauen! Dicht und schwarz, zogen sie einen nicht minder in ihren Bann als seine Worte. Kam etwas Bedeutsames, zogen sie sich zusammen, verdiente ein Umstand besondere Beachtung, zuckten sie, und wenn eine Figur vielleicht nicht der Mensch war, der sie zu sein schien, schnellten

sie empor. Achtete man nur auf seine Brauen und wusste ihren virtuosen Tanz zu deuten, wurden einem viele Dinge klar, die einem sonst entgangen wären. Binnen weniger Wochen, die er im Swan einkehrte, hatte er seine Zuhörer gebannt. Auch Margot schlug er in seinen Bann, und sie ihn in ihren.

Nach Ablauf eines Monats lief Joe sechzig Meilen zu einem Ort weitab vom Fluss, wo er bei einem Wettbewerb eine Geschichte vortrug. Natürlich gewann er den ersten Preis, und vom Gewinn kaufte er einen Ring. Aschfahl vor Erschöpfung, kam er zurück und sank für den Rest der Woche ins Bett, bevor er niederkniete und um Margots Hand anhielt.

»Ich weiß nicht ...«, sagte ihre Mutter. »Kann er zupacken? Kann er einen Lebensunterhalt verdienen? Wie will er für eine Familie sorgen?«

»Sieh dir doch die Einnahmen an«, führte Margot ins Feld. »Und wie sich das Geschäft belebt hat, seit Joe seine Geschichten erzählt. Wenn ich ihn nicht heirate, Mama, könnte er woandershin gehen. Und was dann?«

Sie hatte recht. Die Leute kehrten seitdem öfter in der Schenke ein, noch dazu von weiter her, und sie blieben auch länger, um Joes Geschichten zu Ende zu hören. Und alle zechten. Die Geschäfte gingen gut.

»Aber bei all den starken, gut aussehenden jungen Männern, die kommen und die dich so verehren – wäre da kein besserer zu finden?«

»Ich will Joe«, sagte Margot mit Nachdruck. »Ich mag die Geschichten.«

Sie setzte sich durch.

Das alles geschah fast vierzig Jahre vor den Ereignissen dieser Geschichte, und inzwischen hatten Margot und Joe eine vielköpfige Familie großgezogen. In zwanzig Jahren hatten sie elf stramme Töchter in die Welt gesetzt. Alle hatten sie Margots

dickes braunes Haar und ihre stämmigen Beine. Sie wuchsen zu drallen jungen Frauen heran, allesamt Frohnaturen, stets mit einem Lächeln auf den Lippen. Inzwischen waren sie samt und sonders unter der Haube. Eine war ein wenig dicker, die andere ein wenig dünner, eine etwas größer, die nächste etwas kleiner, eine hatte etwas dunkleres, die andere etwas blonderes Haar, doch ansonsten glichen sie sich so sehr, dass die Zecher sie nicht auseinanderhalten konnten und, wenn sie zurückkamen, um bei Hochbetrieb in der Schankstube auszuhelfen, sie alle der Einfachheit halber Little Margot nannten. Nachdem all diese Mädchen zur Welt gekommen waren, trat im Familienleben von Margot und Joe eine Flaute ein, und beide gingen schon davon aus, dass die Jahre des Gebärens zu Ende seien, doch dann kam die letzte Schwangerschaft und Jonathan, ihr einziger Sohn.

Mit seinem gedrungenen Hals und seinem Mondgesicht, seinen schräg stehenden Mandelaugen, seinen zierlichen Ohren, dem niedlichen Näschen und der Zunge, die für seinen unablässig lächelnden Mund zu groß geraten schien, sah Jonathan nicht wie andere Kinder aus. Als er heranwuchs, wurde klar, dass er sich auch in anderer Hinsicht von ihnen unterschied. Er war nunmehr fünfzehn, doch wo es die übrigen Jungen in seinem Alter nicht abwarten konnten, groß und erwachsen zu sein, glaubte Jonathan, er werde für den Rest seines Lebens bei seiner Mutter und seinem Vater im Wirtshaus leben, und er wollte es auch nicht anders.

Margot war immer noch eine kräftige, ansehnliche Frau; Joe hatte weiße Haare, nur seine Augenbrauen waren so dunkel wie eh und je. Er war jetzt sechzig, für einen Bliss ein Greis. Die Leute schrieben sein Überleben Margots unermüdlicher Fürsorge zu. In den letzten Jahren war er manchmal so schwach gewesen, dass er zwei, drei Tage lang mit geschlossenen Augen

im Bett lag. Dabei schlief er nicht; nein, in solchen Zeiten weilte er an einem Ort jenseits des Schlafs. Margot nahm seine Schwächeanfälle gleichmütig hin. Sie ließ das Feuer brennen, um die Luft zu trocknen, flößte ihm lauwarme Brühe ein, bürstete ihm das Haar und strich ihm die Brauen glatt. Andere gerieten in Angst und Schrecken, wenn sie sahen, wie er röchelnd um Atem rang. Doch Margot wurde damit fertig. »Keine Sorge, der wird schon wieder«, sagte sie nur. Und so kam es. Er war ein Bliss, weiter nichts. Der Fluss war ihm in die Lungen eingesickert und hatte sie versumpft.

Es war die Nacht der Wintersonnenwende, die längste Nacht im Jahr. Seit Wochen waren die Tage geschrumpft, zuerst kaum merklich, dann rasend schnell, bis es inzwischen schon mitten am Nachmittag dunkel war. Wie allgemein bekannt, geraten Menschen, wenn die Mondstunden länger werden, aus dem Takt ihrer inneren Uhr. Sie nicken mittags ein, träumen im Wachen, tun bei pechschwarzer Nacht kein Auge zu. Es ist eine Zeit der Magie, und wie die Grenzen zwischen Tag und Nacht verschwimmen auch die Grenzen zwischen den Welten. Träume und Geschichten vermischen sich mit Erlebtem, die Toten und die Lebenden laufen einander bei ihrem Kommen und Gehen über den Weg, Vergangenheit und Gegenwart berühren und überschneiden sich. Unerwartete Dinge können geschehen. Hatte vielleicht die Wintersonnenwende etwas mit den seltsamen Ereignissen im Swan zu tun? Das wirst du selbst entscheiden müssen.

Wo du nun also alles weißt, was du wissen musst, kann die Geschichte beginnen.

An diesem Abend hatten sich im Swan die Stammgäste eingefunden, größtenteils Kiesschürfer, Kahnführer und Kressegärtner, doch auch der Bootsflicker war da, ebenso Owen Albright,

der vor einem halben Jahrhundert dem Fluss bis zum Meer gefolgt und zwanzig Jahre später als wohlhabender Mann zurückgekehrt war. Albright plagte inzwischen die Arthritis, und nur Starkbier und Geschichtenerzählen konnten ihm die Schmerzen in den Knochen lindern. Kaum war das letzte Tageslicht geschwunden, waren sie alle da, leerten ihre Gläser und füllten sie nach, klopften ihre Pfeifen aus und stopften sie erneut mit würzigem Tabak. Und erzählten Geschichten.

Albright wartete gerade mit der Schlacht von Radcot Bridge auf. Nach fünfhundert Jahren wird wohl oder übel jede Geschichte ein wenig schal, und so hatten ihre Chronisten Wege gefunden, sie mit neuem Leben zu erfüllen. Es gab einen Kern des Geschehens, der als unveränderlich galt – die Armeen, ihr Aufeinandertreffen, der Tod des Ritters und seines Knappen, die achthundert ertrunkenen Männer –, der Tod des Burschen dagegen nicht. Rein gar nichts wusste man von ihm, außer, dass er Bursche war und an der Brücke von Radcot starb. Diese Lücke nun wurde mit Einfallsreichtum gefüllt. Jedes Mal, wenn die Zecher im Swan sein Geschick einmal wieder aus der Versenkung holten, wurde der unbekannte Bursche von den Toten auferweckt, bevor er neuerlich aus dem Leben schied. So war er über die Jahre zahllose Tode gestorben, auf immer abwegigere und unterhaltsamere Weise. Wem eine Geschichte gehört, der darf sich damit auch Freiheiten nehmen – wehe allerdings einem Gelegenheitsgast im Swan, der die Stirn besaß, sich dasselbe Recht herauszunehmen. Was der Bursche selbst von seinen regelmäßigen Auferstehungen hielt, ist schwer zu sagen, nur gilt es zu bedenken, dass er im Swan mit diesem Schicksal beileibe nicht alleine war.

An diesem Abend beschwor Albright einen jungen Gaukler herauf, der gekommen war, um die Truppen bei Laune zu halten, während sie auf ihre Befehle warteten. Beim Jonglieren

mit Messern rutschte er im Schlamm aus, sodass die scharfen Klängen rings um ihn her niederprasselten und in der nassen Erde stecken blieben, alle, bis auf die letzte, die fiel dem armen Tropf lotrecht ins Auge und raffte ihn dahin, noch ehe die Schlacht begann. Dieser neue Dreh erntete Beifallsgemurmel, das jedoch rasch zum Verstummen gebracht wurde, damit die Geschichte weitergehen konnte, und so nahm sie von da an mehr oder weniger ihren gewohnten Verlauf.

Danach trat eine Pause ein. Es gehörte sich nicht, allzu schnell mit einer neuen Geschichte herauszuplatzen, statt die alte erst einmal sacken zu lassen.

Jonathan hatte aufmerksam zugehört.

»Ich wünschte, ich könnte eine Geschichte erzählen«, sagte er.

Dabei lächelte er – Jonathan lächelte immer –, auch wenn er wehmütig klang. Er war nicht dumm, doch die Schule verwirrte ihn, die anderen Kinder hatten über sein eigentümliches Gesicht und sein seltsames Verhalten gelacht, weshalb er nach einigen Monaten die Segel gestrichen hatte. Lesen und schreiben hatte er nicht gelernt. Die winterlichen Stammgäste waren an den Ockwell-Jungen gewöhnt, mit all seinen Besonderheiten.

»Dann versuch's mal«, ermunterte ihn Albright. »Nur zu, erzähl uns eine.«

Jonathan überlegte. Er machte den Mund auf und horchte gespannt auf das, was ihm über die Lippen kommen würde. Doch es kam nichts, was er so komisch fand, dass er sich über sein Missgeschick vor Lachen bog und Grimassen schnitt.

»Ich kann nicht!«, rief er, als er sich wieder gefangen hatte. »Ich kann das nicht!«

»Dann eben ein andermal. Üb erst mal ein bisschen, und wenn du so weit bist, hören wir dir zu.«

»Erzähl du eine, Dad«, bat Jonathan. »Komm schon!«

Es war Joes erster Abend in der Winterstube seit seinem letzten Schwächeanfall. Er war blass und hatte bis jetzt geschwiegen. In seinem Zustand erwartete niemand eine Geschichte von ihm, doch die Ermunterung seines Sohnes erwiderte er mit einem freundlichen Lächeln und blickte zu einer Ecke an der Zimmerdecke empor, vom jahrelangen Holzruß und Tabakrauch geschwärzt, genau die Stelle, vermutete sein Sohn, von der sein Vater seine Geschichten bezog. Als er den Blick wieder senkte, war er bereit und hub zu reden an.

»Es war einmal ...«

Die Tür ging auf.

Für Neuankömmlinge war es spät. Wer auch immer da in die Stube wollte, hatte es nicht eilig einzutreten. Der kalte Luftzug brachte die Kerzen zum Flackern und trug den charakteristischen Geruch des winterlichen Flusses in die verrauchte Stube. Die Gäste blickten auf.

Aller Augen sahen, doch eine ganze Weile lang zeigte keiner eine Reaktion. Sie versuchten, sich auf das, was sie im Türrahmen erblickten, einen Reim zu machen.

Der Mann – falls es ein Mann war – fiel durch seine große, kräftige Erscheinung auf, doch was am meisten ins Auge sprang, war sein monströser Kopf, bei dessen Anblick sie heftig erschrecken. Hatten sie ein Ungeheuer aus einem Märchen vor sich? Schließen sie und träumten nur schlecht? Im Gesicht des Mannes war die Nase verrutscht und platt, darunter klappte ein Loch, dunkel und voller Blut. Dieses Gesicht allein schon hätte in der Wirtsstube für Entsetzen gesorgt, doch als wäre dies nicht genug, hielt die fürchterliche Kreatur eine große Marionette in den Armen, mit wächsernem Gesicht, schlaffen Gliedern und glatt am Kopf klebenden Haaren.

Was die Zecher schließlich aus ihrer Erstarrung riss, war der Mann selbst. Zuerst stieß er ein mächtiges Brüllen aus – so

missgestaltet wie der Mund, aus dem es kam –, dann geriet er ins Wanken. Zwei Knechte sprangen gerade noch rechtzeitig auf, um ihn unter den Armen zu packen und seinen Fall zu bremsen, bevor er mit dem Kopf auf den Steinboden aufschlug. Im selben Moment stürzte Jonathan mit ausgestreckten Armen vom Kamin herbei, und hinein fiel die Puppe, von einem Gewicht, mit dem seine Muskeln und Gelenke nicht gerechnet hatten.

Als sie alle wieder bei Sinnen waren, hievten sie den bewusstlosen Mann auf einen Tisch. Ein zweiter Tisch wurde herangezogen, um seine Beine daraufzulegen. Nachdem er so aufgebahrt war, umstanden sie alle den verlängerten Tisch und hoben ihre Kerzen und Lampen über ihn. Die Lider des Mannes flatterten nicht.

»Ist er tot?«, fragte Albright. Es folgte eine Runde unverständliches Gemurmel und stirnrunzelnde Ratlosigkeit.

»Klatscht ihm ins Gesicht«, sagte jemand. »Dann sehen wir, ob er zu sich kommt.«

»Vielleicht besser ein Schlückchen Schnaps«, schlug ein anderer vor.

Jetzt schob sich Margot energisch zwischen den Zechern hindurch ans Kopfende des Tische und musterte den Mann. »Untersteht euch, ihm ins Gesicht zu schlagen. In diesem Zustand. Oder ihm etwas die Kehle runterzugießen. Wartet einfach einen Moment.«

Sie wandte sich zu der Bank an der Feuerstelle um. Darauf lag ein Kissen, das nahm sie und brachte es zum Tisch. Im Licht einer Kerze entdeckte sie einen nadelkopfgroßen weißen Punkt im Baumwollbezug. Sie erwischte ihn mit dem Fingernagel und zog eine Feder heraus. Die Männer sahen ihr verwundert zu.

»Glaube kaum, dass du einen Toten auferwecken kannst, indem du ihn damit kitzelst«, meinte einer der Kiesschürfer.

»Genauso wenig wie einen Lebenden, jedenfalls nicht in diesem Zustand.«

»Ich habe nicht die Absicht, ihn zu kitzeln«, entgegnete sie.

Margot legte dem Mann die Feder auf die Lippen. Alle beugten sich über den Tisch. Einen Moment lang geschah nichts, dann zitterte der weiche Flaum.

»Er atmet!«

Auf die erste Erleichterung folgte erneute Ratlosigkeit.

»Aber wer ist das?«, fragte ein Kahnführer. »Kennt den hier einer?«

Eine Weile redeten sie alle durcheinander und erörterten die Frage. Einer von ihnen glaubte auf einer Strecke von gut zehn Meilen stromauf und stromab, von Castle Eaton bis Duxford, jeden zu kennen, und war sich sicher, den hier noch nie gesehen zu haben. Ein anderer hatte eine Schwester in Lechlade und beteuerte, der Mann sei ihm dort noch nie untergekommen. Ein Dritter hatte das vage Gefühl, ihm vielleicht schon einmal irgendwo begegnet zu sein, doch je genauer er sich ihn anschaute, desto weniger wollte er darauf wetten. Ein Vierter dachte laut darüber nach, ob es sich hier vielleicht um einen Flusszigeuner handelte, denn um diese Jahreszeit pflegten deren überladene Boote, stets mehrere zusammen, hier in dieser Gegend entlangzukommen, sodass alle nachts ihre Türen verschlossen und alles, was nicht niet- und nagelfest war, drinnen in Sicherheit brachten. Aber mit dieser guten Wolljacke und den teuren Lederstiefeln – nein. Das hier war kein zerlumpter Zigeuner. Ein Fünfter starrte lange hin, bevor er triumphierend erklärte, der Mann erinnere in Körperbau und Größe doch stark an Liddiard von Whiteys Gehöft. Und hatte nicht auch sein Haar dieselbe Farbe? Ein Sechster wies darauf hin, Liddiard stehe doch am Fußende des Tisches, was der Fünfte, als er hinübersah, nicht bestreiten konnte. Im Verlauf

dieser und weiterer Mutmaßungen kamen ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs und dann auch alle anderen Anwesenden schließlich darin überein, diesen Fremden nicht zu kennen – jedenfalls nicht, dass sie wüssten. Aber wer wollte sich, so, wie er zugerichtet war, da schon sicher sein?

In die Stille hinein, die darauf folgte, fragte ein Siebter: »Was mag ihm wohl zugestoßen sein?«

Der Mann hatte triefend nasse Kleider an und roch nach Fluss. Irgendein Unfall auf dem Wasser, so viel stand fest. Sie zählten einander die Gefahren auf, die der Fluss mit sich brachte, die Tücken der Strömung und der Strudel, die selbst dem erfahrensten Bootsführer böse Streiche spielen konnten.

»Ist da draußen ein Boot? Soll ich vielleicht mal nachsehen, ob ich eins entdecke?«, fragte Beszant, der Bootsflicker, in die Runde.

Unterdessen wusch Margot dem Mann mit flinken, doch behutsamen Händen das Blut aus dem Gesicht. Als sie die klaffende Wunde in seiner Oberlippe freilegte, die in zwei Lappen zertrennt war, sodass seine ausgebrochenen Zähne und das blutige Zahnfleisch zum Vorschein kamen, zuckte sie zusammen.

»Vergesst das Boot«, wies sie die Männer an. »Kümmern wir uns um den Mann. Das hier ist zu ernst, als dass ich damit fertigwürde. Wer von euch läuft los und holt Rita?« Sie schaute in die Runde, und ihr Blick fiel auf einen der Knechte, der zu arm war, um viel zu trinken. »Neath, du bist flink auf den Beinen. Kannst du zum Rush Cottage rennen und uns die Krankenschwester bringen, ohne unterwegs zu stürzen? Ein Unfall ist genug für eine Nacht.«

Der junge Mann zog los.

Unterdessen hatte sich Jonathan im Hintergrund gehalten. Das Gewicht der durchnässten Marionette zerrte ihm an den

Armen, und so setzte er sich und hielt die Puppe auf dem Schoß. Er dachte an den Drachen aus Pappmaschee, den die Truppe kostümierter Männer letztes Weihnachten zu einem Krippenspiel mitgebracht hatte. Der hatte sich hart angefühlt und, wenn man mit den Fingernägeln dagegentippte, ein leises Klopfgeräusch von sich gegeben. Daraus war diese Marionette hier nicht gemacht. Er ging im Kopf die Puppen durch, die er schon gesehen hatte, alle mit Reis gestopft. Die waren schwer und weich. Aber noch nie hatte er eine von dieser Größe gesehen. Er schnupperte an ihrem Kopf. Es roch nicht nach Reis – nur nach Fluss. Das Haar bestand aus echten Haaren, und er fragte sich, wie sie es am Kopf befestigt hatten. Das Ohr sah so echt aus, dass sie es nach einem echten Ohr geformt haben mussten. Er staunte über die perfekt sitzenden Wimpern. Wenn er mit der Fingerspitze sacht die biegsamen, kitzelnden Enden entlangstrich, bewegten sich davon die Lider ein wenig. Äußerst behutsam berührte er das eine Augenlid und spürte, dass etwas darunter war. Rund und glitschig, weich und fest zugleich.

Etwas Unergründliches erfasste ihn. Im Rücken seiner Eltern und der Gäste rüttelte er sachte an der Gestalt. Einer ihrer Arme glitt ihm vom Schoß und schlenkerte auf eine Weise am Schultergelenk, wie es nicht zu einer Marionette passte. Und er spürte, wie in seinem Innern, mächtig und unaufhaltsam, ein Pegel stieg.

»Es ist ein kleines Mädchen.«

Bei all dem Palaver rings um den verletzten Mann hörte ihn niemand.

Nochmals, lauter: »*Es ist ein kleines Mädchen!*« Sie drehten sich um.

»Sie will nicht aufwachen.« Er hielt ihnen den durchtränkten kleinen Körper hin, damit sie es selbst sahen.

Sie kamen alle auf Jonathan zu, und ein Dutzend Augenpaare richtete sich auf die kleine reglose Gestalt.

Ihre Haut schimmerte wie Wasser. Die Falten ihres Baumwollkleids klebten ihr an den Gliedern, und ihr Kopf hing so schief am Hals, wie es kein Marionettenspieler zuwege brachte. Es war ein kleines Mädchen, und sie hatten es nicht gesehen, nicht einer von ihnen, obwohl es in die Augen stach. Welcher Künstler würde sich erst solche Mühe machen und eine Puppe von dieser Vollendung schaffen, um sie hernach in einen Baumwollkittel zu stecken, wie ihn die Tochter eines Bettlers tragen könnte? Wer würde ein Gesicht auf diese makabre, leblose Weise malen? Wer außer dem Herrgott hätte die Wölbung dieser Wangenknochen hervorgebracht, diesen ebenmäßigen Unterschenkel, diesen sorgfältig modellierten Fuß mit fünf Zehen, jede davon verschieden in Form und Größe? Natürlich war es ein kleines Mädchen! Wie hatten sie je etwas anderes denken können?

In der sonst so lärmigen Stube herrschte jetzt Stille. Die Väter unter den Männern dachten an ihre eigenen Kinder und schworen sich, ihnen bis ans Ende ihrer Tage nichts als Liebe zu erweisen. Den Alten unter ihnen, denen nie ein eigenes Kind vergönnt gewesen war, versetzte es einen gewaltigen Stich, während die Jüngeren, noch Kinderlosen ein plötzliches Verlangen erfasste, ihren eigenen Spross in den Armen zu halten.

Nach einer ganzen Weile wurde das Schweigen gebrochen.

»Gütiger Himmell!«

»Tot, die arme Kleine.«

»Ertrunken!«

»Halt ihr die Feder an die Lippen, Ma!«

»Ach, Jonathan. Bei ihr kommen wir zu spät.«

»Aber bei dem Mann hat es doch auch geholfen!«

»Nein, mein Junge, der war schon vorher noch am Leben. Die Feder hat es uns nur gezeigt.«

»Sie vielleicht auch!«

»Sie ist nicht mehr, mein armer Junge. Sie atmet nicht, und sieh dir nur ihre Hautfarbe an. Wer trägt das arme Kind in den Vorratsraum? Higgs, sei so gut, bring du sie rüber.«

»Aber da ist es kalt«, protestierte Jonathan.

Seine Mutter klopfte ihm auf die Schulter. »Das macht ihr nichts mehr aus. Sie ist in Wahrheit nicht mehr hier, und dort, wo sie jetzt ist, da wird es ihr niemals kalt.«

»Lass mich das Mädchen tragen.«

»Trag du die Laterne und schließe Mr Higgs die Tür auf. Sie ist zu schwer für dich, Liebling.«

Der Kiesschürfer nahm Jonathan den Leichnam aus den zitternden Armen und hob ihn hoch, als wöge er nicht mehr als eine Gans. Jonathan leuchtete ihm auf dem Weg nach draußen seitlich um den ältesten Teil des Wirtshauses herum, wo eine dicke Holztür in einen schmalen, fensterlosen Vorratsraum führte. Der Boden bestand aus nackter Erde, die Wände waren nie verputzt oder verkleidet oder gestrichen worden. Im Sommer konnte man hier gut eine gerupfte Ente oder auch einen Truthahn aufbewahren, bis man Hunger darauf hatte; an einem Winterabend wie diesem war es hier bitterkalt. Aus einer Wand kragte eine Steinplatte hervor, auf die Higgs jetzt das ertrunkene Mädchen legte. Jonathan hielt, in Erinnerung an die Zerbrechlichkeit von Pappmaschee, ihren Hinterkopf – »um ihr nicht wehzutun« – und ließ ihn behutsam auf den Stein sinken.

Higgs' Laterne warf einen Lichtkegel auf das Gesicht des Mädchens.

»Mum sagt, sie ist tot«, murmelte Jonathan.

»Das stimmt, mein Junge.«

»Mum sagt, sie ist an einem anderen Ort.«

»Stimmt auch.«

»Für mich sieht sie aber so aus, als wär sie noch hier.«

»Ihre Gedanken haben sie verlassen. Ihre Seele hat sie verlassen.«

»Aber vielleicht schläft sie nur?«

»Nein, mein Junge. Dann wäre sie inzwischen aufgewacht.«

Die Laterne warf flackernde Schatten über das reglose Gesicht. Das warme Licht versuchte, über das tote Weiß der Haut hinwegzutäuschen, doch das Lebenslicht im Innern konnte es nicht ersetzen.

»Es gab mal ein Mädchen, das hat hundert Jahre lang geschlafen. Dann wurde es mit einem Kuss geweckt.«

Higgs blinzelte heftig. »Ich glaube, das war nur eine Geschichte.«

Auf dem Weg zurück nach draußen wanderte der Lichtkegel vom Gesicht des Mädchens zu Higgs' Füßen, doch an der Tür bemerkte er, dass Jonathan nicht neben ihm war. Als er sich noch einmal umdrehte, hob er die Laterne genau in dem Moment, als sich der Junge im Dunkeln über das Kind beugte und mit den Lippen die blasse Stirn berührte.

Gespannt betrachtete Jonathan das Mädchen. Dann ließ er die Schultern hängen und wandte sich um.

Sie schlossen hinter sich ab und gingen zurück.

lag anders: Bei aller Unscheinbarkeit und drei Jahrzehnten im jungfräulichen Stand besaß sie ein gewisses Etwas. Lag es an ihrer Geschichte? Die Hebamme und Krankenschwester der Gegend war in einem Nonnenkloster zur Welt gekommen und dort aufgewachsen, und auch ihr gesamtes medizinisches Wissen hatte sie im Klosterspital erworben.

Rita trat in die Winterstube des Swan. Als bemerkte sie die geballte Aufmerksamkeit gar nicht, knöpfte sie ihren schlichten Wollmantel auf und schlüpfte aus den Ärmeln. Das Kleid darunter war dunkel und schnörkellos. Sie begab sich unverzüglich zu dem Mann, der immer noch bewusstlos und blutverschmiert auf den Tischen lag.

»Ich habe Wasser für dich heiß gemacht, Rita«, sagte Margot zu ihr. »Und hier sind Tücher, alle sauber. Was brauchst du noch?«

»Besseres Licht, wenn es sich einrichten lässt.«

»Jonathan holt schon ein paar zusätzliche Laternen und Kerzen von oben.«

»Und höchstwahrscheinlich« – nachdem sie sich die Hände gewaschen hatte, war Rita schon dabei, die Länge und Tiefe der Lippenwunde des Mannes zu untersuchen – »ein Rasiermesser und einen Mann mit einer ruhigen, geschickten Hand.«

»Das kann Joe übernehmen, nicht wahr, Joe?«

Joe nickte.

»Und etwas Alkoholisches. Das Stärkste, was ihr habt.« Margot schloss den Spezialschrank auf und holte eine grüne Flasche heraus, die sie neben Ritas Tasche stellte, wo sie alle Gäste beäugten. Ohne Etikett sah sie ganz nach Schwarzgebranntem aus, somit hochprozentig genug, um den stärksten Mann umzuhauen.

Die zwei Kahnführer, die ihre Laternen über den Kopf des Bewusstlosen hielten, sahen zu, wie die Schwester das klaffende

Loch untersuchte, das sein Mund war. Mit zwei blutverschmier-
ten Fingern zog sie einen ausgebrochenen Zahn heraus; im
nächsten Moment einen zweiten. Anschließend tasteten sich
ihre Finger durch sein immer noch feuchtes Haar. Systema-
tisch suchten sie jeden Zentimeter der Kopfhaut ab.

»Seine Kopfverletzungen beschränken sich auf das Gesicht.
Es hätte ihn schlimmer treffen können. Gut, holen wir ihn erst
mal aus diesen nassen Sachen.«

Alle in der Stube hielten den Atem an. Eine unverheiratete
Frau konnte unmöglich einen Mann entkleiden, ohne gegen
die natürliche Ordnung der Dinge zu verstoßen.

»Margot«, schlug Rita ungerührt vor, »leistest du die Män-
ner bitte an?«

Damit kehrte sie dem Tisch den Rücken und machte sich
daran, Gerätschaften aus ihrer Tasche zu holen, während die
Männer dem Verletzten unter Margots wiederholter Mah-
nung, behutsam vorzugehen – »Schließlich wissen wir noch
nicht, wo er sonst noch verletzt ist, machen wir es also nicht
noch schlimmer!« –, den Verunglückten auszogen und Knöpfe
oder Knoten, die sich ihren betrunkenen oder einfach nur un-
beholfenen Fingern widersetzen, Margots mütterlichen Hän-
den überließen. Bald lagen seine Kleider in einem Haufen auf
dem Boden: eine marineblaue Jacke, wie bei den Kahnführern
mit vielen Taschen, doch aus besserem Stoff; frisch besohlte
Stiefel aus robustem Leder; ein richtiger Gürtel, wo sich die
Bootsleute mit einem Strick begnügten; eine dicke lange Un-
terhose, ein Hemd aus Filz und zuletzt ein gestricktes Unter-
hemd.

»Wer ist der Mann? Weiß das jemand?«, fragte Rita, den
Blick immer noch abgewandt.

»Wir wissen nicht, ob wir ihn schon mal irgendwo gesehen
haben. Aber schwer zu sagen, so entstellt, wie er ist.«

»Habt ihr ihm die Jacke ausgezogen?«

»Ja.«

»Vielleicht kann Jonathan in den Taschen nachsehen.«

Als sie sich wieder zum Tisch umdrehte, war ihr Patient nackt und lediglich, um Ritas Ruf zu schützen, an der Scham mit einem weißen Taschentuch bedeckt.

Sie spürte, wie die Blicke für Sekunden zu ihrem Gesicht wanderten und wieder zurück.

»Joe, wenn du jetzt bitte so behutsam wie möglich seine Oberlippe rasieren würdest. Allzu gut wirst du es nicht hinbekommen, tu einfach dein Bestes. Und Vorsicht rings um seine Nase – die ist gebrochen.«

Sie begann mit der Untersuchung. Hierzu legte sie ihm zuerst die Hände auf die Füße, strich dann über Knöchel, Schienbeine und Waden hoch ... Ihre weißen Finger hoben sich von seiner dunkleren Haut ab.

»Der Mann arbeitet im Freien«, merkte ein Kiesschürfer an.

Den Blick von seiner Nacktheit abgewandt, ertastete sie Knochen, Bänder, Muskeln, als sähen ihre Fingerspitzen besser als ihre Augen. So arbeitete sie sich zügig voran und wusste rasch, dass zumindest in diesem Bereich alles in Ordnung war.

An der rechten Hüfte des Patienten griffen Ritas Hände um das weiße Taschentuch herum und hielten inne.

»Licht hierhin, bitte.«

Der Mann wies an einer Hüfte schwere Abschürfungen auf. Rita schüttete aus der grünen Flasche Branntwein auf einen Lappen und drückte ihn auf die Wunde. Die Männer um den Tisch verzogen mitleidig den Mund, doch der Patient selbst rührte sich nicht.

Sein Arm ruhte an seiner Seite. Die Hand war auf die doppelte Größe angeschwollen, blutverschmiert und verfärbt. Auch

hier machte sich Rita mit dem Alkohol ans Werk, doch bestimmte Flecken ließen sich nicht entfernen, obwohl sie mehr als einmal daran rieb – tintenschwarze Kleckse, aber weder von Quetschungen noch von getrocknetem Blut. Interessiert hob sie die Hand hoch und sah sie sich genauer an.

»Er ist Fotograf«, sagte sie.

»Hol mich der Teufel! Woher willst du das wissen?«

»Seine Finger. Siehst du diese Flecken? Silbernitrat. Das verwenden sie beim Entwickeln der Bilder.«

Sie nutzte die allgemeine Verblüffung ob dieser Neuigkeit und setzte ihre Untersuchung rund um das Taschentuch fort. Sie drückte ihm sanft in den Bauch, stellte keine Anzeichen für innere Verletzungen fest, ging dann, mitsamt dem Licht, weiter hinauf, bis das weiße Tuch ins Dunkel zurücktrat und die Männer beruhigt sein konnten, dass Rita sich wieder in den sicheren Regionen von Sitte und Anstand bewegte.

Auch nachdem sein dichter Bart halb verschwunden war, sah der Mann noch recht grausig aus. Die verunstaltete Nase stach nur umso mehr hervor, die tiefe Fleischwunde, die seine Lippe spaltete und ihm bis zur Wange hinaufreichte, wirkte bei nackter Haut nur noch schlimmer. Die Augen, denen ein Gesicht sonst seinen menschlichen Ausdruck verdankt, waren vollkommen zugeschwollen. Quer über die Stirn wölbte sich eine mächtige, blutige Beule. Rita zog Splitter heraus, offenbar von dunklem Holz, reinigte die Wunde und wandte sich zum Schluss der Verletzung an der Lippe zu.

Margot reichte ihr Nadel und Faden, beide mit Branntwein sterilisiert. Rita setzte die Spitze am Spalt an, und als sie die Nadel durch die Haut trieb, flackerte das Kerzenlicht.

»Wer sich setzen will, tut das bitte jetzt«, wies sie die Männer an. »Ein Patient ist genug.«

Doch niemand gab zu, dass er es nötig hatte.

Mit drei sauberen Stichen zog sie den Faden durch, und die Männer wandten sich entweder ab oder sahen fasziniert zu, wie ein menschliches Gesicht geflickt wurde, als wäre es ein zerrissener Kragen.

Als dies erledigt war, trat in der Stube hörbar Erleichterung ein.

Rita begutachtete ihr Werk.

»Sieht schon ein bisschen besser aus«, räumte einer der Kahnführer ein. »Oder wir haben uns einfach nur an seinen Anblick gewöhnt.«

»Hmm«, sagte Rita, als stimmte sie ihm halbwegs zu.

Sie streckte die Hand nach dem Gesicht des Verletzten aus, fasste seine Nase zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte einmal kräftig daran. Es gab ein knirschendes, schmatzendes Reibungsgeräusch von Knochen und Knorpel, und der Lichtkegel geriet ins Wanken.

»Schnell, haltet ihn!«, rief Rita, und zum zweiten Mal an diesem Abend fingen die Knechte einen Mann auf, diesmal den Kiesschürfer, dem die Knie weich wurden und der ihnen in die Arme sank. Dabei fielen allerdings auch die Kerzen aller drei Männer zu Boden, und mit ihnen verlösch die ganze Szene.

»Gut«, sagte Margot, als die Kerzen wieder angezündet waren. »Was für eine Nacht. Am besten schaffen wir diesen armen Mann in die Pilgerstube.« In den Tagen, in denen die Radcot Bridge meilenweit den einzigen Flussübergang bot, hatten viele auf ihrer Reise im Wirtshaus Rast gemacht, und obgleich nur noch selten in Gebrauch, befand sich am Ende des Flurs ein Raum, den sie immer noch Pilgerzimmer nannten. Rita überwachte den Krankentransport, sie legten den Verletzten auf das Bett und deckten ihn zu.

»Ich würde mir gerne das Kind ansehen, bevor ich gehe«, sagte sie.

»Und natürlich sprichst du über der armen Kleinen ein Gebet«, sagte Margot. In den Augen der Dorfleute konnte es Rita dank ihrer Zeit in Kloster und Krankenhaus nicht nur mit einem Arzt aufnehmen, sondern, wenn Not am Mann war, auch mit einem Pastor.

»Hier ist der Schlüssel. Nimm eine Laterne mit.«

Wieder in Hut und Mantel und mit einem Schal ums Gesicht, trat Rita nach draußen.

Rita Sunday fürchtete sich nicht vor Leichen. Von Kindesbeinen an war sie an sie gewöhnt, ja sogar von einer geboren. Und das kam damals so: Vor fünfunddreißig Jahren hatte sich eine hochschwangere Frau in ihrer Verzweiflung in den Fluss gestürzt. Als ein Kahnführer sie entdeckte und aus dem Wasser zog, war sie schon zu drei Viertel ertrunken. Er brachte sie zu den Nonnen in Godstow, die sich im Klosterhospital um die Armen und Kranken kümmerten. Sie überlebte, bis die Wehen einsetzten. Vom Schock des beinahe Ertrinkens geschwächt, besaß sie nicht mehr die Kraft zu gebären und starb, als starke Wehen ihren Bauch durchliefen. Da krepelte Schwester Grace die Ärmel auf, griff nach einem Skalpell, zog im Bauch der Toten einen nicht sehr tiefen, halbkreisförmigen Schnitt und holte ein lebendiges Baby heraus. Niemand kannte den Namen der Mutter, und selbst wenn, hätten sie ihn nicht dem Kind gegeben, denn die Verblichene hatte sich in dreifacher Weise versündigt – durch Unzucht, Selbstmord und den Versuch, ihr Baby mit in den Tod zu nehmen, weshalb es unchristlich gewesen wäre, das Kind zu ihrem Andenken zu ermuntern. Sie nannten das Mädchen nach der heiligen Margareta, woraus bald der Kurzname Rita wurde. Und was den Nachnamen betraf, so entschied man sich in Ermangelung eines Erzeugers wie bei den übrigen Waisen in der Obhut des Klosters einfach für »Sunday«, den Tag des Herrn.

Die kleine Rita war gut in der Schule, zeigte Interesse am Krankenhaus und wurde ermuntert, mit anzupacken. Manche Aufgaben konnte auch ein Kind verrichten: Mit acht machte sie Betten und wusch die blutbefleckte Wäsche; mit zwölf trug sie Eimer mit heißem Wasser und half bei der Aufbahrung der Toten. Mit fünfzehn reinigte sie bereits Wunden und schiente Brüche oder nähte Haut, und mit siebzehn gab es kaum noch etwas in der Krankenpflege, das sie nicht gemeistert hätte, unter anderem auch, ohne Hilfe ein Baby zu holen. So hätte sie ohne Weiteres im Kloster bleiben und ihr Leben als Nonne Gott und den Kranken weihen können, wäre ihr nicht eines Tages beim Kräutersammeln am Fluss der Gedanke gekommen, dass es vielleicht kein Leben nach diesem hier gebe. Nach allem, was man ihr beigebracht hatte, war dies ein sündhafter Gedanke, doch statt von Schuldgefühlen wurde sie von einer Woge der Erleichterung ergriffen. Wenn es keinen Himmel gab, dann auch keine Hölle, und wenn es keine Hölle gab, litt die ihr unbekannte Mutter dort keine ewigen Qualen, sondern war einfach nur weg, nicht mehr da, jeglichem Leid entrückt. Sie unterrichtete die Nonnen von ihrem Gesinnungswandel, und noch bevor die sich wieder fassen konnten, hatte sie ihr Nachthemd und eine Unterhose zusammengerollt und war, selbst ohne Haarbürste, gegangen.

»Aber deine Pflicht!«, hatte ihr Schwester Grace hinterhergerufen. »Gegenüber Gott und den Kranken!«

»Kranke sind überall«, hatte sie über die Schulter entgegnet und Schwester Grace erwidert: »Gott auch«, doch so leise, dass Rita es nicht mehr hörte.

Die junge Krankenschwester hatte zunächst in einem Hospital in Oxford gearbeitet und dann, als ihre Begabung nicht unbemerkt blieb, als Arzthelferin bei einem modernen, aufgeschlossenen Mediziner in London. »Wenn Sie heiraten, sind

Sie ein großer Verlust für mich und den Berufsstand«, sagte er jedes Mal zu ihr, wenn einmal wieder ein Patient offensichtlich Gefallen an ihr gefunden hatte.

»Heiraten? Nichts für mich«, lautete jedes Mal und ausnahmslos ihre Antwort.

»Wieso in aller Welt denn nicht?«, war er in sie gedrungen, nachdem er diese Auskunft wohl ein halbes Dutzend Mal erhalten hatte.

»Als Krankenschwester bin ich der Welt von größerem Nutzen denn als Ehefrau und Mutter.«

Das war nur die halbe Antwort.

Die andere Hälfte bekam er wenige Tage später. Sie kümmerten sich um eine junge Mutter, im selben Alter wie Rita. Es war ihre dritte Schwangerschaft. Bei den ersten beiden Geburten war alles problemlos verlaufen, und es gab keinen besonderen Grund, diesmal das Schlimmste zu befürchten. Das Baby hatte keine schwierige Lage, die Wehen zogen sich nicht ungebührlich in die Länge, es musste nicht zur Zange gegriffen werden, die Plazenta folgte ohne Rückstände. Nur, dass sie die Blutung nicht stillen konnten. Die Frau blutete und blutete und blutete, bis sie starb.

Während der Doktor vor der Tür mit dem Ehemann sprach, sammelte Rita mit geübten Handgriffen die blutgetränkten Laken ein. Sie hatte schon lange aufgehört, die toten Mütter zu zählen.

Als der Arzt wieder hereinkam, hatte sie alles für ihren Weggang vorbereitet. Schweigend verließen sie das Haus und traten auf die Straße. Nach wenigen Schritten sagte sie: »Ich will nicht so sterben.«

»Das kann ich Ihnen nicht verdenken«, erwiderte er.

Der Arzt hatte einen Freund, einen gewissen Gentleman, der häufig zum Abendessen zu Besuch kam und erst am nächsten Morgen das Haus verließ. Obwohl Rita kein Wort darüber

verlor, war dem Doktor wohl bewusst, dass ihr nicht entging, welche Liebe er zu diesem Mann empfand. Sie schien davon vollkommen unbeeindruckt zu sein und war absolut diskret. Nachdem er sich die Sache einige Monate lang gründlich überlegt hatte, rückte er mit einem überraschenden Vorschlag heraus.

»Was halten Sie davon, mich zu heiraten?«, fragte er sie eines Tages zwischen zwei Patienten. »Es würde auch zu keinem ... Sie wissen schon. Aber es käme mir gelegen und könnte auch für Sie von Vorteil sein. Den Patienten würde es gefallen.«

Sie dachte darüber nach und willigte ein. Sie verlobten sich, doch bevor sie heiraten konnten, erkrankte er an Lungenentzündung und starb viel zu jung. In den letzten Tagen seines Lebens rief er seinen Anwalt zu sich, um sein Testament zu ändern. Darin vermachte er sein Haus und das Mobiliar dem Gentleman und Rita eine beträchtliche Summe, genug für ein bescheidenes, unabhängiges Leben. Außerdem hinterließ er ihr seine Bibliothek. Die Bücher, die nichts mit Medizin oder Naturwissenschaften zu tun hatten, verkaufte sie. Den Rest ließ sie verpacken und nahm sie mit flussaufwärts. Als das Boot Godstow erreichte und Rita im Vorüberfahren das Kloster erblickte, rief es ihr zu ihrem eigenen Staunen den Verlust ihres Gottes schmerzlich in Erinnerung.

»Hier?«, fragte der Bootsführer, der die heftige Regung in ihrem Gesicht missverstand.

»Fahren Sie weiter«, antwortete sie.

Und so ging es weiter, gegen die Strömung, noch einen Tag, noch eine Nacht, bis sie nach Radcot kamen. Ihr gefiel der Anblick der Ortschaft am Fluss.

»Hier«, erklärte sie dem Kahnführer. »Das genügt.«

Sie kaufte sich ein Cottage, stellte ihre Bücher in ein Regal und ließ die besser situierten Haushalte in der Gegend wissen,

sie habe ein Empfehlungsschreiben von einem der besten Ärzte in London vorzuweisen. Nach der Behandlung einiger Patienten und der Entbindung des ersten halben Dutzend Babys hatte sie sich bewährt. Die wohlhabenderen Familien der Gegend wollten von da an für die Ankunft auf der Welt ebenso wie fürs Hinscheiden sowie sämtliche gesundheitlichen Krisen dazwischen nur noch Rita haben. Dies war gut bezahlte Arbeit und stockte ihr Erbe mit einem zufriedenstellenden Einkommen auf. Unter diesen Patienten befand sich auch eine gewisse Anzahl, die es sich leisten konnte, Hypochonder zu sein. Sie duldeten die Wehleidigkeit dieser Leute, versetzten sie Rita doch in die Lage, auch für jene da zu sein, die sich nur ein bescheidenes oder gar kein Entgelt leisten konnten. Wenn sie nicht arbeitete, lebte sie genügsam, las sich systematisch durch die Bibliothek des Doktors (an den sie nie als ihren Verlobten dachte) und fertigte Medikamente an.

Inzwischen war Rita schon seit fast zehn Jahren in Radcot. Der Tod schreckte sie nicht. In all den Jahren hatte sie die Sterbenden versorgt, hatte bei ihren letzten Atemzügen an ihrer Seite ausgeharrt und die Verstorbenen aufgebahrt. Tod durch Krankheit, Tod im Kindbett, Tod durch Unfall. Ein-, zweimal Tod durch vorsätzliche Tötung. Tod als willkommener Erlöser in greisem Alter. Das Krankenhaus von Godstow lag am Fluss, und so war sie natürlich auch mit den Leichnamen der Ertrunkenen vertraut.

Tod durch Ertrinken ging Rita durch den Kopf, als sie sich mit zügigen Schritten zur Hintertür des Swan begab. Es war leicht zu ertrinken. Jedes Jahr holt sich der Fluss ein paar Leben. Einmal zu tief ins Glas geschaut, ein unbedachter Schritt, mehr braucht es nicht. Ritas erster Ertrunkener war ein zwölf Jahre alter Junge, damals nur ein Jahr jünger als sie selbst, der auf der Schleuse gesungen und herumgealbert hatte. Später

dann kam der sommerliche Nachtschwärmer, der beim Aussteigen aus dem Boot danebentrat, stürzte und mit der Schläfe aufschlug, während seine Freunde zu betrunken waren, um ihm tatkräftig beizustehen. Und dann ein Student, der an einem goldenen Herbsttag aus schierer Angeberei vom höchsten Punkt der Wolvercote Bridge sprang und den die Tiefe und die Strömung des Wassers überraschten. Ein Fluss ist ein Fluss, zu jeder Jahreszeit. Es gab junge Frauen wie ihre eigene Mutter, arme Geschöpfe, welche, von ihrem Liebhaber wie von ihrer Familie verstoßen, die Aussicht auf eine Zukunft in Armut und Schande nicht ertrugen und ihrem Elend im Fluss ein Ende setzten. Und dann waren da die Babys, jedes ein ungewolltes Häufchen Fleisch, ertränkt, bevor sie die Chance auf ein Leben bekamen. Das alles hatte sie gesehen.

An der Tür zum Vorratsraum drehte Rita den Schlüssel im Schloss. Drinnen schien die Luft noch kälter zu sein als draußen; sie stieg ihr durch ein Labyrinth aus Gängen, Höhlen und Nebenhöhlen hinter ihren Nasenlöchern bis in die Stirn und mit der Kälte der Geruch von Erde, Stein und vor allem dem Fluss. Was augenblicklich alle ihre Sinne schärfte.

Das schwache Licht der Laterne reichte bei Weitem nicht bis in die hinteren Winkel des gemauerten Raums, verlieh jedoch dem kleinen Leichnam einen bläulich grünen Schimmer. Der seltsame Effekt kam durch die äußerste Blässe der Gestalt zustande, auch wenn jemand Fantasievolleres hätte meinen können, die zarten Gliedmaßen leuchteten von innen.

Rita war sich ihrer außerordentlich erhöhten Wachsamkeit, als sie sich dem Kinde näherte, wohl bewusst. Sie schätzte es auf etwa vier Jahre. Die Haut des Mädchens war weiß. Es war in ein schlichtes Hemdkleid gehüllt, Arme und Knöchel waren entblößt, und der Stoff, immer noch feucht, kringelte sich um den schwächtigen Leib.

Unverzüglich fing Rita mit der routinemäßigen Untersuchung an, die sie sich im Klosterhospital zu eigen gemacht hatte. Sie überprüfte, ob es noch Atmungsaktivität gab. Sie legte zwei Finger an den Hals des Kindes, um nach einem Puls zu fühlen. Sie zog das Blütenblatt eines Augenlids hoch, um sich die Pupille anzusehen. Während dieser Prozedur hörte sie im Geist das Echo des Gebets, das einst eine solche Untersuchung in einem Chor ruhiger weiblicher Stimmen begleitet hatte: *Vater unser, der du bist im Himmel ...* Sie hörte es, bewegte aber nicht die Lippen dazu.

Keine Atmung. Kein Puls. Starke Erweiterung der Pupillen.

Die hellhörige Wachsamkeit hielt an. Sie beugte sich über den kleinen Körper und rätselte darüber, was sie so stutzig machte. Vielleicht war es nichts weiter als die eisige Luft.

Man konnte einen Leichnam lesen, wenn man so wie Rita schon genug Tote gesehen hatte. Man musste nur wissen, worauf zu achten war, um das Wann, das Wie und das Warum zu erkennen. Mit solcher Sorgfalt ging sie vor, dass sie darüber vollkommen vergaß, wie kalt es war. Im flackernden Licht der Laterne sah sie sich mit zusammengekniffenen Augen jeden Zentimeter der Haut des Kindes an. Sie hob Arme und Beine, fühlte die geschmeidige Bewegung der Gelenke. Sie spähte in Ohren und Nase. Sie erkundete den Mundraum, musterte jeden Finger- und Zehennagel. Am Ende trat sie zurück und runzelte die Stirn.

Irgendetwas stimmte hier nicht.

Rita legte den Kopf schief, verzog ratlos den Mund und ging im Kopf alles durch, was sie wusste. Sie wusste, wie sich die Haut der Ertrunkenen runzelt, wie sich ihre Leichen aufblähen. Sie wusste, wie sich bei ihnen Haut, Haar und Nägel lösen. Nichts davon war hier der Fall, woraus allerdings lediglich zu schließen war, dass sich dieses Kind nicht sehr lange im

Wasser befunden hatte. Und dann war da die Merkwürdigkeit mit dem Schleim. Ertrunkene haben Schaum an Mundwinkeln und Nasenlöchern, was im Gesicht dieser Leiche fehlte. Auch dafür gab es natürlich eine mögliche Erklärung: Das Kind war bereits tot, als es ins Wasser gelangte. So weit, so gut. Von hier ab wurde es verstörend. Falls die Kleine nicht ertrunken war, was war dann mit ihr passiert? Der Schädel, ebenso Arme und Beine, waren unversehrt. Der Hals wies keine Blutergüsse auf. Es gab keine Knochenbrüche. Nichts deutete auf Verletzungen der inneren Organe hin. Rita wusste sehr wohl, wozu menschliche Bosheit fähig war: Sie hatte die Genitalien des Mädchens untersucht und sich davon überzeugt, dass es nicht Opfer eines widernatürlichen Übergriffs geworden war.

War das Kind womöglich eines natürlichen Todes gestorben? Dagegen sprach, dass sich keinerlei sichtbare Anzeichen einer Krankheit fanden. Im Gegenteil: Ihrem Gewicht, der Beschaffenheit ihrer Haut und ihrer Haare nach hatte sich die Unbekannte einer außerordentlich guten Gesundheit erfreut.

War dies alles schon verwirrend genug, war da noch mehr. Angenommen, das Kind war eines natürlichen Todes gestorben und danach – aus unerfindlichen Gründen – in den Fluss geworfen worden, dann hätte es Verletzungen geben müssen, die nach dem Tod entstanden waren. Sand und Kies hinterlassen Abschürfungen, Steine Schrammen, das Geröll am Grund des Flusses schneidet mit seinen scharfen Kanten ins Fleisch. Wasser kann einem Mann die Knochen brechen, eine Brücke ihm den Schädel zertrümmern. Aus welchem Winkel man dieses Kind auch betrachtete, es war unversehrt, ohne Prellungen, Abschürfungen oder Schnittwunden. Der kleine Leichnam war makellos. »Wie eine Puppe«, hatte Jonathan gesagt, als er beschrieb, wie ihm das Mädchen in die Arme

gefallen war, und Rita verstand, wie er darauf kam. Sie war mit den Fingerspitzen über die Sohlen der Füße, um die großen Zehen herumgestrichen und hatte sie so vollkommen gefunden, dass man meinen könnte, die Kleine hätte nie einen Fuß auf die Erde gesetzt. Ihre Nägel waren so fein und perlmuttartig wie die eines Neugeborenen. Dass der Tod nicht die geringste Spur an ihr hinterlassen hatte, war seltsam genug; dass jedoch dasselbe für das Leben galt, war nach Ritas Erfahrung einzigartig.

Ein Leichnam erzählt immer eine Geschichte – die Leiche dieses Kindes hingegen war ein unbeschriebenes Blatt.

Rita griff nach der Laterne an ihrem Haken. Noch einmal richtete sie ihr Licht auf das Gesicht des Kindes, fand es jedoch so ausdruckslos wie seine übrige Gestalt. Schwer zu sagen, was die Natur diesen weichen, unfertigen Zügen an Schönheit, scheuer Wachsamkeit oder an Mutwillen eingepägt hatte. Sollte es hier einmal Neugier und Ungeduld oder sanftmütige Fügsamkeit gegeben haben, so war dem Leben nicht genügend Zeit geblieben, es ihnen dauerhaft einzuprägen.

Vor sehr kurzer Zeit – vor kaum mehr als zwei Stunden – waren Körper und Seele dieses kleinen Mädchens noch fest vereint gewesen. Dieser Gedanke beschwor bei Rita plötzlich, all ihrer langjährigen Erfahrung zum Trotz, einen Ansturm der Gefühle herauf. Nicht zum ersten Mal, seit sie getrennte Wege gingen, wünschte sie sich Gott herbei. Gott, der in ihrer Kindheit alles gesehen, alles gewusst, alles verstanden hatte. Wie einfach waren die Dinge noch gewesen, als sie, unwissend und verwirrt, ihren Glauben in einen Vater setzen konnte, der alle Dinge vollkommen verstand. Solange sie alles Wissen bei Gott gut aufgehoben sah, konnte sie ihre eigene Unwissenheit ertragen. Aber jetzt ...

Sie nahm die Kinderhand, diese perfekte Hand mit ihren fünf perfekten Fingern und Nägeln, legte sie in ihre eigene Linke und die Rechte darüber.

Hier stimmt etwas nicht! Hier stimmt rein gar nichts! Das dürfte nicht so sein!

Und da geschah es.

Auf dem Bild war eine Ecke einer Wiese zu sehen, eine Esche und wenig sonst.

»Hab schon schönere Bilder gesehen«, bemerkte jemand.

»Da gehört ein Kirchturm oder eine Strohütte drauf«, warf ein anderer ein.

»Ist offenbar keine Fotografie von was Bestimmtem«, sagte ein Dritter und kratzte sich am Kopf.

Da sie sich keinen Reim darauf machen konnten, zuckten sie nur die Achseln und legten das Bild zum Trocknen auf den Kaminsims, bevor sie sich dem nächsten und letzten Gegenstand widmeten, den Jonathan aus den Sachen des Mannes barg:

Eine Blechdose mit einem Bündel kleiner Karten. Sie nahmen die oberste herunter und reichten sie Owen, der von ihnen allen am besten lesen konnte. Owen hielt die Kerze darüber und las vor:

Henry Daunt, Oxford

*Porträts, Landschaften, Stadt- und Dorfansichten
außerdem: Postkarten, Wanderführer, Bilderrahmen
auf Themse-Szenen spezialisiert*

»Sie hatte recht«, riefen sie aus. »Sie meinte, er wär Fotograf, und hier ist der Beweis.«

Dann las Owen eine Adresse in der High Street in Oxford vor.

»Wer muss morgen nach Oxford?«, fragte Margot. »Weiß das jemand von euch?«

»Mein Schwager führt den Käserkahn«, antwortete einer der Kiesschürfer. »Ich kann gern noch heute Abend bei ihm vorbeischaun und ihn fragen.«

»Der Kahn braucht zwei Tage, oder?«

»Wir können seine Familie nicht zwei Tage lang im Unge-
wissen lassen.«

»Der fährt doch bestimmt nicht morgen raus, der Mann
von deiner Schwester. Dann wäre er nämlich nicht rechtzeitig
zu Weihnachten zurück.«

»Also wohl besser mit der Eisenbahn.«

Sie kamen überein, dass Martins fahren würde. Er wurde
am nächsten Tag nicht auf dem Hof gebraucht und hatte eine
Schwester fünf Minuten vom Bahnhof Lechlade entfernt. Er
sollte sich unverzüglich zu ihr auf den Weg machen, um von
dort aus am nächsten Tag den Frühzug zu nehmen. Margot
gab ihm das Fahrgeld, er sagte sich die Adresse so lange vor, bis
er sie auswendig wusste, und mit einem Shilling in der Tasche
sowie einer neuen Geschichte, die ihm auf der Zunge brannte,
zog er los. Er hatte sechs Meilen Flussufer vor sich, reichlich
Zeit, um seine Erzählung zu proben und ihr bis zu seiner An-
kunft am Haus seiner Schwester den letzten Schliff zu geben.

Die anderen Schankgäste hatten es nicht eilig. Mit dem ge-
wöhnlichen Geschichtenerzählen war es an diesem Abend
vorbei – wer würde schon sein Garn spinnen, wo sie Zeugen
eines echten Dramas waren? Und so füllten sie ihre Krüge und
Gläser wieder auf, zündeten sich frische Pfeifen an und nah-
men wieder auf ihren Hockern Platz. Joe legte sein Rasierzeug
weg, kehrte auf seinen Stuhl zurück und hüstelte von Zeit zu
Zeit diskret. Von seinem Stammpplatz am Fenster aus behielt
Jonathan den Kamin im Auge und achtete auf die Länge der
Kerzen. Margot tunkte mit einem alten Paddel die Kleider des
Mannes im Eimer unter und rührte sie einmal kräftig um, be-
vor sie den Kessel mit Würzbier wieder über das Feuer hängte.
Der Duft von Muskat und Piment mischte sich mit dem von
Tabak und brennendem Holz und verdrängte den Geruch der
Themse.

Den Zechern löste sich die Zunge, sie fanden Worte, mit denen sie die Ereignisse der Nacht in eine Erzählung kleideten.

»Als ich ihn da so im Eingang hab stehen sehen, hab ich mich gewundert. Nein, das trifft es nicht, ich war verblüfft! Das ist es. Ich war verblüfft!«

»Also, mir hat es die Sprache verschlagen, kann ich dir sagen.«

»Genau. Ich war so verblüfft, dass es mir die Sprache verschlug. Und du?«

Sie sammelten Worte, so, wie viele der Kiesschürfer Fossilien sammelten. Die Männer spitzten immer die Ohren nach dem ausgefallenen, besonderen, einmaligen Wort.

»Ich schätze, ich war *vom Donner gerührt*.«

Sie schnupperten daran, verkosteten es und fanden Geschmack daran. Ihr Kollege erntete anerkennendes Nicken dafür.

Einer von ihnen war neu im Swan. Und im Geschichten erzählen. Er hatte noch nicht ganz Fuß gefasst. »Was ist mit *vom Schlag gerührt*? Könnte man das sagen?«

»Warum nicht?«, ermunterten sie ihn. »Sag ruhig *vom Schlag gerührt*, das geht.«

Jetzt kam Beszant, der Bootsflicker, wieder herein. Auch ein Boot konnte eine Geschichte erzählen, und er war hinausgegangen, um zu sehen, was es ihm zu sagen hatte. Alle in der Stube blickten auf, um die Geschichte zu hören.

»Es ist da«, berichtete er. »Am Dollbord zertrümmert, von vorn bis hinten. Völlig zersplittert und ziemlich vollgelaufen. War schon halb untergegangen. Ich hab's auf die Uferböschung hochgezogen und umgedreht, aber da ist nichts mehr zu machen. Das ist hin.«

»Und wie, meinst du, ist es dazu gekommen? Ist es am Kai passiert?«

Mit Kennermiene schüttelte er den Kopf. »Nein, etwas ist auf das Boot gekracht. Von oben.« Zur Demonstration ließ er die linke Hand nach unten sausen und hieb sich damit in die ausgestreckte rechte. »Kai, nein – da wäre das Boot an der Seite zerschmettert.«

Jetzt redeten sich die Zecher Furlong um Furlong, Brücke um Brücke den Strom hinauf und hinunter und fügten für die Verletzungen des Mannes und den Schaden an seinem Boot Umstände und Gegebenheiten zusammen, die entsprechende Gefahren bargen. Alle waren sie auf die eine oder andere Art Männer des Flusses – wenn nicht von Beruf, so durch lange Verbundenheit mit ihm –, und wie sie so hin und her überlegten, was geschehen war, kam jeder zu Wort. Im Geist zertrümmerten sie das kleine Boot an jeder Mole und jedem Kai, jeder Brücke und jedem Mühlenrad in beiden Richtungen der Themse, doch nichts wollte so recht passen. Bis sie zum Devil's Weir kamen.

Das Wehr bildeten in regelmäßigen Abständen quer durch den Fluss eingerammte große Pfosten aus hartem Eschenholz, mit Holzplanken weitläufig miteinander verspannt, die je nach Strömung hochgezogen oder heruntergelassen werden konnten. Es war allgemeiner Brauch, an der einen Seite des Wehrs aus dem Boot zu steigen und es die eigens dafür angelegte Böschung hinauf um das Hindernis herumzuziehen und auf der anderen Seite wieder zu wassern. An dieser Böschung stand ein Wirtshaus, sodass sich fast jederzeit jemand fand, der einem gegen einen Humpen Bier zur Hand ging. Manchmal allerdings entschloss sich ein erfahrener Mann mit einem wendigen Boot bei ruhigem Wasser, Zeit zu sparen und bei hochgezogenen Planken hindurchzusteuern. Hierzu musste er sein Boot sorgfältig ausrichten, damit es nicht in einen schiefen Winkel geriet, dann die Ruder einziehen, um sie nicht an den Pfosten

zu zerbrechen, und sich – bei hohem Wasserstand – tief ducken oder sich flach auf die Planken legen, wenn er nicht mit dem Kopf an den Wehrbalken stoßen wollte.

Dies alles glichen sie mit dem Zustand des Mannes ab. Und mit dem des Boots.

»Das also ist es gewesen?«, fragte Joe. »Er ist am Devil's Weir zu Schaden gekommen?«

Beszant zog einen Holzsplitter von der Größe eines Streichholzes aus einem Häufchen. Er war schwarz und hart und der größte Splitter, den Rita dem verletzten Mann aus der Stirn gezogen hatte. Er befühlte ihn mit den Fingerspitzen, überzeugte sich von der Festigkeit, die sich das Holz trotz des langen Kontakts mit Wasser erhalten hatte. Höchstwahrscheinlich Esche, und aus Esche war das Wehr gemacht.

»Ich denke schon.«

»Ich bin schon mehr als einmal durchs Devil's Weir gefahren«, sagte einer der Knechte. »Du doch auch, oder?«

Der Bootsflicker nickte. »Wenn der Fluss bei Laune ist und mich lässt, ja.«

»Hast du es je bei Nacht gewagt?«

»Für ein paar Sekunden mein Leben aufs Spiel setzen? Ich bin doch kein Narr.«

Nachdem zumindest *ein* Geheimnis dieser ereignisreichen Nacht gelüftet war, herrschte unter den Männern eine gewisse Befriedigung.

»Andererseits«, meldete sich nach einer Pause Joe zu Wort, »wie ist er, falls es am Devil's Weir passiert ist, bis hierher gekommen?«

Jetzt meldeten sich alle in der Stube in einem Dutzend kleiner Gruppen auf einmal zu Wort und brachten eine Theorie nach der anderen vor, die sie überprüften und verwarfen. Nehmen wir an, er wäre nach dem Unglück noch den ganzen Weg

gerudert ... Mit den Verletzungen? Niemals! Oder aber er lag zwischen Leben und Tod im Boot und trieb dahin, bis er in Radcot wieder zu Bewusstsein kam und ... Treiben? Ein halb abgesoffenes Boot? Das im Dunkeln ganz von selbst alle Hindernisse umschiff, während es langsam, aber sicher untergeht? Niemals!

Und so machte ein Vorschlag nach dem anderen die Runde, fand Erklärungen für die eine oder die andere Hälfte der Fakten, die vielleicht das Was erklärte, aber nicht das Wie. Oder aber ein Wo ohne ein Warum, bis sich ihre Fantasie erschöpfte und sie einer Antwort keinen Deut näher waren. Wie konnte es sein, dass der Mann nicht ertrunken war?

Eine ganze Zeit lang war nur die Stimme des Flusses draußen zu hören, dann hustelte Joe und holte Luft, um etwas zu sagen.

»Da muss wohl Quietly seine Hände im Spiel gehabt haben.«

Alle blickten zum Fenster, und wer in der Nähe saß, schaute hinaus in die leere Nacht, in der eine Spanne rasch dahinströmender Tintenschwärze aus ureigener Kraft einen Schimmer von sich gab. Der Fährmann Quietly, alle wussten von ihm. Von Zeit zu Zeit kam er in Geschichten vor, die sie sich erzählten, und einige von ihnen schworen, ihm schon einmal begegnet zu sein. Er tauchte auf dem Fluss auf, wenn man im Wasser in Schwierigkeiten war – eine hagere, längliche Gestalt, die ihre Stake so meisterhaft führte, dass der Stechkahn wie aus einer jenseitigen Kraft durch die Wellen glitt. Er sprach nie ein einziges Wort, sondern manövrierte einen einfach nur sicher ans Ufer, damit man noch den nächsten Tag erlebte. Hatte man jedoch Pech, so erzählten sie sich, brachte er einen an ein ganz und gar anderes Ufer, und jene armen Seelen kehrten nicht in den Swan zurück, um ihren Humpen zu heben und von ihrer Begegnung zu berichten.

Quietly. Das allerdings tauchte die Geschichte in ein gänzlich anderes Licht.

Margot, deren Mutter und Großmutter in den Monaten bevor sie starben, von Quietly gesprochen hatten, zog die Stirn in Falten und wechselte das Thema.

»Das wird ein trauriges Erwachen für den armen Mann. Ein Kind zu verlieren – einen größeren Kummer gibt es nicht.«

Nachdem das zustimmende Gemurmel verebbt war, fügte sie hinzu: »Wie kommt ein Vater überhaupt dazu, so spät am Abend ein Kind mit auf den Fluss zu nehmen? Noch dazu im Winter! Selbst allein wäre er schlecht beraten, aber mit einem Kind ...«

Die Väter im Raum nickten und fügten ihrer Charakterbeschreibung des Mannes, der bewusstlos nebenan lag, Unbesonnenheit hinzu.

Joe hustete und sagte: »Sie sah irgendwie drollig aus, die Kleine.«

»Seltsam.«

»Eigenartig.«

»Merkwürdig«, pflichtete ein Trio bei.

»Mir war nicht mal klar, dass es ein Kind ist«, meldete sich eine nachdenkliche Stimme.

»Da bist du nicht der Einzige.«

Margot hatte bereits darüber nachgegrübelt, während die Männer über Boote und Wehre palaverten. Bei dem Gedanken an ihre elf Töchter und ihre Enkeltöchter wurde sie verlegen. Ein Kind war ein Kind. Tot oder lebendig.

»Wie ist es nur möglich, dass wir es nicht erkannt haben?«, fragte sie in einem Ton, der sie alle beschämte.

Sie hoben den Blick zu den dunklen Ecken in der Stube und kramten in ihrem Gedächtnis. Sie beschworen den verletzten Mann noch einmal in dem Moment herauf, in dem er

plötzlich im Eingang gestanden hatte. Sie versetzten sich in ihren Schock zurück und bedachten, was sie, so, wie sich die Ereignisse überschlagen hatten, in der kurzen Zeit nicht hatten bedenken können. Es war wie ein Traum gewesen oder besser wie ein Albtraum. Der Mann war ihnen wie eine Gestalt aus dem Sagenreich erschienen: ein Ungeheuer oder ein Ghul. Das Kind hatten sie für eine Marionette oder Puppe gehalten. Jetzt ging wie zuvor beim Erscheinen des Mannes die Tür zum zweiten Mal auf.

Die Gäste schoben ihre Überlegungen beiseite und sahen hin:

Rita.

Sie stand genau da auf der Schwelle, wo der Mann gestanden hatte.

Sie hatte das tote Mädchen in den Armen.

Zum zweiten Mal? Hatten sie sich in der Zeit geirrt? Waren sie betrunken? Waren sie noch bei klarem Verstand? Nach allem, was geschehen war, schwirrte ihnen der Kopf. Sie warteten darauf, dass die Welt wieder ins Lot kam.

Der Leichnam schlug die Augen auf.

Die Rauchwolken aus den Pfeifen stiegen nicht mehr zur Decke, die Flammen im Kamin standen still.

Der Kopf des Mädchens fuhr herum.

Der Blick des Kindes sandte eine Welle durch den Raum, so stark, dass ihre Ausläufer jedes Auge erreichten und jede Seele an ihrer Vertäuerung ins Schaukeln geriet.

Die Zeit verlor ihr Maß, und als endlich das Schweigen gebrochen wurde, war es Rita, die sprach.

»Ich weiß nicht«, sagte sie.

Es war eine Antwort auf die Fragen, die ihnen vor namenlosem Staunen nicht über die Lippen kamen, eine Antwort auf die Fragen, die sie selbst kaum zu stellen vermochte.

Als sie feststellten, dass sie immer noch eine Zunge im Mund hatten und sie benutzen konnten, sagte Margot: »Komm, ich wickle sie in mein Umschlagtuch.«

Rita hielt sie mit einer warnenden Hand zurück. »Wärmen wir sie nicht zu schnell auf. Sie hat es so weit in der Kälte geschafft. Vielleicht ist es besser nach und nach.«

Die Frauen legten das Kind auf den Fenstersitz. Es war leichenblass. Es regte sich nicht, bis auf die Augen, die blinzelten und herüberspähten.

Die Bootsführer und die Kressebauern und die Kiesschürfer, die jungen und die alten Männer, mit schwierigen Händen und roten Fingern, dreckverschmiertem Hals und stoppeligem Kinn, reckten sich auf ihren Sitzen vor und bestaunten die Kleine mit mitfühlendem Sehnen.

»Ihre Augen gehen zu!«

»Stirbt sie jetzt wieder?«

»Siehst du, wie sich ihre Brust hebt?«

»Ah! Ja, das sehe ich. Und jetzt senkt sie sich.«

»Und hebt sich wieder.«

»Sie schläft ein.«

»Pst!«

Sie verfielen in Flüstern.

»Halten wir sie wach?«

»Rutsch mal zur Seite, ja? Ich kann sie nicht atmen sehen!«

»Siehst du sie jetzt?«

»Sie atmet ein.«

»Und aus.«

»Ein.«

»Aus.«

Sie stellten sich auf die Zehenspitzen, beugten sich vor, spähten über Schultern, blinzelten in den Lichtkegel der Kerze, die Rita über das schlafende Mädchen hielt. Ihre Augen verfolgten

jeden Atemzug, und völlig unbemerkt verfiel ihr eigener Atem in denselben Takt, als könnten sie zusammen wie ein mächtiger Blasebalg ihre kleinen Lungen aufblähen. Die Stube selbst dehnte sich und zog sich mit ihrer Atmung zusammen.

»Es muss schön sein, sich um ein kleines Kind zu kümmern.« Die halblauten, wehmütigen Worte kamen von einem knöchigen Kressebauern mit roten Ohren.

»Nichts Schöneres als das«, bekannten seine Freunde gleichermaßen sehnsuchtsvoll.

Jonathan hatte die Augen nicht von dem Mädchen lassen können. Vom Fenster aus hatte er langsam den Raum durchquert, bis er vor ihr stand. Unsicher hob er die Hand und legte sie, als Rita nickte, dem Mädchen sacht aufs Haar.

»Wie hast du das gemacht?«, fragte er.

»Ich war das nicht.«

»Was hat sie dann wieder lebendig gemacht?«

Sie zuckte mit den Achseln.

»War ich das?«, fragte er. »Ich habe sie geküsst. Um sie aufzuwecken, wie der Prinz in der Geschichte.« Und er neigte sich vor, um es Rita zu zeigen.

»So passiert das nicht im wahren Leben.«

»Ist es ein Wunder?«

Rita runzelte die Stirn und war um eine Antwort verlegen.

»Denk nicht weiter darüber nach«, sagte seine Mutter. »Im Dunkeln sind viele Dinge schwer zu verstehen, die sich bei Lichte betrachtet klären. Die Kleine braucht jetzt ihren Schlaf und nicht einen, der um sie herumhampelt. Komm, ich habe eine Aufgabe für dich.«

Sie schloss erneut den Wandschrank auf und holte eine weitere Flasche heraus, stellte ein Dutzend winzige Gläschen auf ein Tablett und füllte sie je drei Zentimeter breit mit Selbstgebranntem.

Jonathan reichte jedem in der Stube ein Gläschen.

»Gib deinem Vater auch eins.« Gewöhnlich trank Joe im Winter, wenn ihm seine Lunge zu schaffen machte, nicht. »Was ist mit dir, Rita?«

»Danke, ich sage nicht Nein.«

Wie auf Kommando hoben sie alle die Gläser an die Lippen und tranken in einem Zug.

War es ein Wunder? Es kam ihnen so vor, als hätten sie von einem Goldschatz geträumt und ihn beim Erwachen neben sich auf dem Kissen entdeckt. Als hätten sie eine Geschichte von einer Märchenprinzessin erzählt und beim letzten Satz festgestellt, dass sie in einer Zimmerecke saß und lauschte.

Fast eine Stunde lang saßen sie schweigend da und bestaunten das schlafende Kind. Konnte es an diesem Abend einen interessanteren Ort im Land geben als den Swan in Radcot? Und sie würden einmal sagen können: *Ich bin hier gewesen.*

Am Ende schickte Margot sie alle heim. »Es war ein langer Abend, und wir alle brauchen jetzt dringend ein bisschen Schlaf.«

Die letzten Tropfen in den Humpen wurden geleert, und einer nach dem anderen griffen sich die Zecher ihre Jacken und Mützen. Vom Trinken und vom Wunder noch benommen, schlurften sie, mit weichen Knien und einem letzten »Gute Nacht!« Richtung Tür. Sie wurde geöffnet, und mit einem allerletzten Blick über die Schulter verschwanden sie in der Dunkelheit.

Rita legte das Kind in der Pilgerstube neben dem schlafenden Mann aufs Bett. »Ich bleibe über Nacht hier und behalte die beiden im Auge«, sagte sie und fügte, als sich Margot erbot, ihr ein Rollbett zu bringen, hinzu: »Der Lehnstuhl genügt. Ich bin's gewöhnt.«

Im Haus trat Ruhe ein.

»Das bringt einen zum Nachdenken«, murmelte Margot, nachdem sie endlich den Kopf aufs Kissen legen konnte, und Joe brummte: »Kann man wohl sagen.« Sie tauschten ihre Gedanken im Flüsterton aus. Wo mochten sie hergekommen sein, diese beiden Fremden? Und wieso hierher, in ihre Schenke, den Swan? Und was genau hatte sich an diesem Abend zugetragen? »Wunder« war das Wort, mit dem es Jonathan beschrieben hatte, und sie übten die eigene Zunge daran. Es war ihnen aus der Bibel vertraut, wo es für unmögliche Dinge stand, die sich vor undenklich langer Zeit einmal an so fernen Orten ereignet hatten, dass sie vielleicht gar nicht existierten. Hier in der Schenke bezeichneten sie damit die lächerlich geringe Chance, dass Beszant, der Bootsflicker, jemals seine angeschriebenen Schulden vollständig beglich – das wäre wirklich einmal ein Wunder. Doch in dieser Nacht, zur Wintersonnenwende im Swan zu Radcot, hatte das Wort ein anderes Gewicht bekommen.

»Die Sache gibt mir solche Rätsel auf, dass ich kein Auge zubekommen werde«, meinte Joe. Doch Wunder oder nicht, sie waren rechtschaffen müde, und so bliesen sie, als die lange Nacht schon halb verstrichen war, die Kerze aus. Kaum hüllte die Dunkelheit sie ein, setzte sie allem Staunen ein Ende.

Unten, in der Pilgerstube, in der ihre Patienten, Mann und Kind, schlafend Seite an Seite auf dem Bett lagen, wachte Rita im Lehnstuhl. Der Atem des Mannes kam langsam und geräuschvoll. Die Luft, die in seine Lungen drang und sie wieder

verließ, suchte sich einen Weg an geschwollenen Membranen vorbei, durch Passagen mit halb angetrocknetem Blut, das sich im Lauf der letzten Stunden neue Wege hatte bahnen müssen. Es war also ganz natürlich, dass er beim Luftholen Geräusche machte wie die Zähne einer Säge auf Holz. In der kurzen Stille, die beim Wechsel von Ein- und Ausatmen eintrat, hörte Rita den flatternden Atem des Kindes. Und hinter den beiden, jenseits der Wand, den Atem des Flusses, ein endloses Verströmen.

Sie sollte schlafen, andererseits hatte sie nur darauf gewartet, allein zu sein und nachzudenken. Nüchtern und systematisch ging sie alles noch einmal durch. Sie führte sich vor Augen, wie sie die routinemäßigen Untersuchungen vorgenommen und nach dem Lehrbuch auf die entsprechenden Symptome geachtet hatte. Wo war ihr ein Fehler unterlaufen? Ein-, zwei-, dreimal spielte sie alles bis ins Kleinste noch einmal durch. Sie stellte keinen Irrtum fest.

Was dann?

Da ihr ihre Ausbildung hier nicht weiterhalf, verlegte sie sich auf ihre Berufserfahrung, um den Fall zu klären. War es jemals vorgekommen, dass sie bei einem Patienten nicht sicher sagen konnte, ob er tot oder lebendig war? Die übliche Redewendung, wonach jemand an der Schwelle des Todes stand, so als gäbe es eine klare Linie, die Leben und Tod voneinander schied und an der ein Mensch eine Zeit lang verweilte, half ihr auch nicht weiter. Jedenfalls war es ihr unter solchen Umständen noch nie schwergefallen zu entscheiden, auf welcher Seite der Linie sich ein Patient befand. Wie weit eine Krankheit auch fortgeschritten, wie hilflos der Patient auch sein mochte, so war er bis zum Eintritt des Todes immer noch lebendig. Es gab keinen Schwebезustand, keinen Zwischenbereich.

Margot hatte sie alle mit dem beruhigenden Gedanken zu Bett geschickt, der helllichte Tag werde schon Klärung bringen,

worin ihr Rita bei so mancher anderen Schwierigkeit recht gegeben hätte, nur bei dieser hier nicht. Die Fragen, die ihr durch den Kopf gingen, betrafen den Körper, und der Körper unterlag Gesetzen. Alles, was sie wusste, sagte ihr: Was da eben passiert war, *konnte nicht passieren*. Tote Kinder kehren nicht ins Leben zurück. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder war das Kind nicht am Leben – sie horchte: Da war er, sein schwacher Atem –, oder es war nicht tot gewesen. Und so führte sie sich erneut sämtliche Anzeichen des Todes vor Augen, die sie diagnostiziert hatte: die wächserne weiße Haut; den Atemstillstand; den fehlenden Puls; die Pupillen-erweiterung. Im Geist kehrte sie noch einmal in den Long Room zurück und bescheinigte sich, dass sie alle diese Untersuchungen vorgenommen hatte. Jedes Symptom für den Tod hatte sie zweifelsfrei festgestellt. Der Fehler lag nicht bei ihr. Wo dann?

Rita schloss die Augen, um sich besser konzentrieren zu können. Sie verfügte über jahrzehntelange Erfahrung als Krankenschwester, doch da machte ihr Wissen nicht halt. Viele Abende lang hatte sie Fachbücher für Wundärzte studiert, sich in Anatomie geschult und sich die Wissenschaft der Pharmazie angeeignet. Dank ihrer praktischen Erfahrung hatten sich diese Wissensquellen zu einem Reservoir tiefen Verständnisses vereinigt. Jetzt nahm sie sich die Zeit, die Erfahrung des Abends an dem zu messen, was sie wusste. Dabei jagte sie keinen Erklärungen hinterher oder versuchte vorschnell, Verbindungen herzustellen. Sie wartete einfach in einer Mischung aus halb banger, halb freudiger Erregung, bis die Schlussfolgerung, die sich unterschwellig langsam herausgebildet hatte, an die Oberfläche drang.

Die Gesetzmäßigkeiten von Leben und Tod waren, so, wie Rita sie gelernt hatte, lückenhaft.

Einen Augenblick lang vermisste sie Gott. Alles hatte sie ihm anvertraut. Von Kindesbeinen an hatte sie sich mit jeder Frage an ihn gewandt, mit jedem Zweifel, jeder Freude und jedem Triumph. Er war Zeuge all ihrer Fortschritte im Denken, bei allem, was sie tat, hatte sie sich auf seine hilfreiche Hand verlassen. Doch Gott war nicht mehr. Das hier musste sie aus eigener Kraft ergründen.

Wie ging sie es am klügsten an?

Sie horchte. Auf den Atem des Mädchens. Auf den Atem des Mannes. Auf den Atem des Flusses.

Der Fluss ... Vielleicht begann sie am besten damit.

Rita schnürte ihre Stiefel und knöpfte ihren Mantel zu. Sie kramte etwas aus ihrer Tasche – eine flache Dose aus Blech – und steckte es ein, bevor sie leise aus dem Haus schlich. Rings um die Flamme in ihrer Laterne breitete sich die eisige Dunkelheit aus, doch die Ränder des Pfades konnte sie gerade so eben erkennen. Sie verließ ihn und trat ins Gras. Auf dem Weg ans Ufer hinunter verließ sie sich ebenso sehr auf ihr Gefühl wie auf ihr Auge. Die Kälte kroch ihr durch die Knopflöcher und die Maschen ihres dicken Schals. Sie lief durch die Schwaden ihres eigenen warmen Atems, spürte ihn als Nässe auf ihrem Gesicht.

Da war das Boot, so, wie Beszant berichtet hatte, mit dem Rumpf nach oben. Sie zog einen Handschuh aus und ertastete mit den Fingern zersplittertes Holz, dann stieß sie auf eine feste Stelle. Dort stellte sie die Laterne ab.

Sie zog die flache Blechdose aus der Tasche, hielt sie einen Moment lang zwischen den Zähnen, während sie, ohne auf die Kälte zu achten, die Falten ihres Rocks aufraffte, zusammendrehte und das Knäuel in eine der eingenähten Taschen stopfte, um in die Hocke gehen zu können, ohne dass ihr Kleid nass wurde. Vor ihr lag dunkel schimmernd der Fluss. Sie beugte sich vor und streckte die Hand aus, bis sie das eisige

